

... aber nicht die Kraft, die es schuf

Hanna Poddig

Eine der ersten Sachen, die Kinder in unserer Gesellschaft erlernen müssen um zu überleben, ist Angst vor dem Straßenverkehr. Weil der massenhafte motorisierte Individualverkehr ein so zentraler Bestandteil unserer Welt geworden ist, dass das Wissen um seine Gefahren früh erlernt werden muss. Ganz schön traurig.

Traurig sind auch die weniger sichtbaren Wirkungen dieses Systems. Was habe ich gestaunt, als mir von einer Studie berichtet wurde, die nachwies, dass unsere sozialen Kontakte zu anderen Menschen, die in der gleichen Straße leben wie wir, mit der Verkehrsdichte korrelieren. Wo viele Autos fahren, haben wir kaum Kontakte zu Menschen, die auf der anderen Straßenseite leben und sogar zu den Menschen auf der eigenen Straßenseite erheblich weniger. Sobald ich drüber nachdenke ist das – so bitter es auch ist – logisch. Im Alltag verdrängen wir es dennoch gerne, wie einschneidend die Wirkungen des Autoverkehrs sind.

Tickets für die Bahn sind teurer, wenn Menschen weitere Strecken fahren. Was auf den ersten Blick logisch erscheinen mag, ist jedenfalls in Städten bei genauerer Betrachtung eine Verstärkung der Schere zwischen arm und reich. Wer es sich leisten kann in den teureren, gentrifizierten Innenstadtbezirken zu wohnen, muss weniger Geld zahlen, um am attraktiveren Innenstadtleben teilhaben zu können, als jene, die aus Geldnot gezwungen sind, weiter außerhalb zu leben.

Darauf gibt es aus meiner Sicht zwei naheliegende Antworten: Einen kostenlosen ÖPNV und Widerstand gegen Gentrifizierung. Warum sind in vielen Städten eigentlich nur die Innenbereiche attraktiv? Wann schaffen wir es endlich, auch Städte zu dezentralisieren? Unseren Lebensraum dort zu gestalten, wo wir uns aufhalten, in den Kiezen, Innenhöfen und Stadtteilen? Uns zu vernetzen, unser Leben selbst in die Hand zu nehmen, statt darauf zu warten, dass Veränderung von irgendwelchen Behörden oder Politiker*innen für uns erledigt wird. Wann verstehen wir, dass uns keine*r abnehmen wird, beispielsweise um die Bäume und Wälder vor unserer Haustür zu kämpfen? Und wie gelingt es uns, dass mehr Menschen realisieren, dass diese Kämpfe auch den Einsatz von deutlicheren Aktionsformen wie Blockaden und Besetzungen beinhalten müssen, um erfolgreich zu sein?

Wir haben in Flensburg über mehrere Monate ein kleines Waldstück am Bahnhof besetzt, um es davor zu bewahren, für den Neubau eines Hotels und eines Parkhauses gefällt zu werden. Wir haben Baumhäuser gebaut, Seilverbindungen gespannt, Pflanzen und Vögel bestimmt. Als wir im Oktober letzten Jahres die teils über 100jährigen Bäume erkletterten, ahnten wir nicht, dass wir bis zum Februar bleiben würden. Wir hatten ein Transparent auf dem stand: Es geht um mehr Wald, als du denkst. Das Wort Wald war dabei bewusst so geschrieben, dass sich das Transparent auch lesen ließ als Hinweis, dass es insgesamt um mehr ging. Tatsächlich wurde die Besetzung über Monate zu einem Begegnungsort. Weil dort Kunstsammler und Villenbewohnerinnen, Schülerinnen und Autonome, Lehrerinnen und Anarchisten, Autorinnen und Sänger zueinander fanden.

Genau das ist auch, was wir auf anderen Besetzungen erleben. Die Menschen, die über Monate im Herri, im Mauli oder im Danni gelebt haben, um den Bau der A49 durch diese Wälder zu verhindern, haben mit der brutalen Räumung Ende letzten Jahres auch einen Ort des sozialen Ausprobierens verloren. Einen Ort, an dem es keine Rolle spielt, ob wir einen akademischen Abschluss haben. Ein Zuhause, in dem es möglich war auszuprobieren, fernab gesellschaftlicher Konventionen und bürokratischer Regeln ein ganz anderes Miteinander aufzubauen. Einen Ort, an dem Menschen eine ehrliche Antwort auf die Frage „Wie geht es dir?“ wirklich hören wollen und aushalten. Einen Ort, an dem wir uns ausmalen können, wie eine Gesellschaft aussähe, die nicht auf motorisiertem Individualverkehr basiert. In der Mobilität als Grundrecht nicht vom Geldbeutel abhängt. Was ließe sich alles anstellen, auf den alten Autobahnen, durch deren Asphalt sich mit der Zeit der Löwenzahn fressen wird?

Solche Orte des Träumens und des Entwickelns von Utopien brauchen wir viel mehr und es ist traurig, wenn sie zerstört werden. Traurig um die Wälder über deren Bedeutung Ute ja schon vor mir gesprochen hat. Traurig aber auch um die sozialen Experimente. Als im Juni 1980 die Besetzung der Tiefbohrstelle 1004, besser bekannt unter dem Namen freie Republik Wendland, geräumt wurde, blieb ein Transparent in Erinnerung, dessen Aufschrift an Aktualität nichts verloren hat und mit dem ich schließen will: Turm und Dorf könnt ihr zerstören, aber nicht die Kraft, die es schuf.